

...Ich lebe, also bin ich... Postmoderne und weibliche Identität

Musfeld, Tamara

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Musfeld, T. (1992). ...Ich lebe, also bin ich... Postmoderne und weibliche Identität. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 16(3/4), 125-144. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249409>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Tamara Musfeld

... ICH LEBE, ALSO BIN ICH ...

POSTMODERNE UND WEIBLICHE IDENTITÄT

I Einleitung

Es ist ein bekanntes und verbreitetes Phänomen, daß nur das thematisiert wird, was uns zum Problem wird. So geht es auch mit unserer Vorstellung von *Identität*. Was heißt eigentlich Identität in einer Zeit, in der sich alles ändert, auch wir uns täglich ändern, nichts mehr fest und sicher scheint – weder berufliche Perspektiven noch Beziehungsformen, weder unsere Vorstellungen von männlich und weiblich, noch unser Wissen, in was für einem Land wir eigentlich leben.

Je diffuser die unterschiedlichen Rollenerwartungen und Orientierungen in der heutigen Welt werden, umso stärker wird die Suchbewegung nach der inneren Substanz, nach einer Art Fixpunkt. Dies spiegelt sich in der Vielzahl der Publikationen und Diskussionen, sei es generell zum Thema Identität, oder zu einzelnen Aspekten wie Geschlechtsrollenidentität, berufliche Identität, nationale oder ethnische Identität etc.

Gleichzeitig treten die Vertreter der Postmoderne in den Diskurs ein, indem angesichts der realen Lebensverhältnisse die Vorstellung einer feststehenden Identität in der bisher gedachten Form als Konstrukt der Moderne entlarvt und seine Funktionalität für die Erkenntnis der tatsächlichen Probleme in Frage gestellt wird. Den veränderten Bedingungen soll Rechnung getragen werden, indem für die theoretische Reflexion neue Denkkategorien zentral werden sollen:

Abzubilden seien nunmehr Vielheit statt Einheit, das Besondere an Stelle des Allgemeinen, das Konkrete an Stelle des Abstrakten, das Lokale an Stelle des Zentralen, das Veränderliche an Stelle eindeutiger Kontinuitäten.

Mit dieser Herangehensweise wird natürlich nicht nur unsere psychologische Vorstellung von Identität zur Disposition gestellt (tatsächlich erreicht der postmoderne

Diskurs die Psychologie erst relativ spät), sondern viel weitreichender, die philosophische Relevanz dieses Begriffs. Zur Diskussion stehen wissenschaftliches Vorgehen, Denkformen und Begriffsbildungen insgesamt, die uns so ‚natürlich‘ erscheinen. Gerade das Konstrukt der individuellen Identität bzw. des Subjekts bietet sich für eine solche Diskussion an, ist es doch das Resultat der sich etablierenden Moderne und geradezu die Inkarnation des kritisierten Vorgehens: die Darstellung der geschlossenen Einheit, oder postmodern, eine der „großen Erzählungen“ (Lyotard, 1977, 1986, 1990), in der das Einssein, das Mit-sich-selbst-gleich-sein seinen adäquaten Ausdruck fand.

Ich will in meinem Beitrag zur Diskussion nicht auf die allgemeine Problematik der Identitätsbildung eingehen, dazu existiert eine reichhaltige Auswahl an Literatur. Mich interessieren in dem genannten Zusammenhang vor allen Dingen zwei Aspekte:

- Inwiefern können mit den veränderten Ansätzen der Postmoderne weibliche Lebensrealität und weibliche Erfahrungen *gesagt* und theoretisiert werden, die bislang aus den gängigen Konzepten über das, was ein Subjekt bzw. Identität ausmacht, ausgegrenzt waren?
- Inwiefern birgt das konzeptionelle Vorgehen der Postmoderne die Gefahr in sich, daß der männliche Umgang mit der Welt, der sich selbstverständlich auch in der Theorie niederschlägt, eine weitere Zuspitzung erfährt? In diesem Falle stellt sich die Frage, ob damit nicht die Egozentrik des Subjekts bestehen bleibt, es sich aber mit Hilfe einer neuen Ideologie der letzten Einbindungen und Verbindlichkeiten, und damit auch der Verantwortlichkeit entledigt.

Zunächst gilt es, sich die Implikationen des Subjekt- bzw Identitätskonzepts der Moderne, insbesondere seine Auswirkungen auf die Abbildung weiblicher Lebenserfahrung, noch einmal zu vergegenwärtigen. In einem zweiten Schritt sollen genau diese ausgeblendeten weiblichen Lebenserfahrungen in ihrer Spezifik sichtbar gemacht werden. Ein nächster Schritt ist, die zentralen Momente postmoderner Sicht zusammenzutragen, und diese auf ihre Potenz zur Darstellung weiblicher Erfahrungen zu untersuchen. Zum Schluß will ich überprüfen, ob das eigentlich *kritische* Potential aber auch zur Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen, z. B. zwischen den Geschlechtern, mißbraucht werden kann.

II Grundlagen des Subjekt- Identitätskonzepts der Moderne

Bevor man in die Diskussion um so abstrakte Begriffe wie ‚das Subjekt‘ oder ‚die Identität‘ einsteigt, schadet es nicht, sich klarzumachen, daß es sich hierbei immer um theoretische Konstrukte handelt, die von ganz konkreten Menschen (z.B. Männern oder Frauen) in ebenso konkreten historischen Situationen entworfen wurden, wenngleich dieser historische Kontext in der Regel schlichtweg vergessen wird, und wir statt eines sozialen Konstrukts einen scheinbar natürlichen Tatbestand vor uns haben, dem Ewigkeit und Unfehlbarkeit anzuhaften scheinen. Statt dessen handelt es sich immer um Versuche, ein Bild der herrschenden und erfahrenen Realität zu geben, angereichert mit nicht explizit dargelegten Utopien und Idealen, aber auch mit handgreiflichen Interessen, Zielen und Zwecken.

Das Subjektkonzept der Moderne, und in seinem Gefolge auch die Vorstellung dessen, was ‚Identität‘ eigentlich ist, umfaßt drei zentrale Momente:

- Das Moment der *Vereinzelung*, der *Isolierung* des Menschen aus dem sozialen Kontext, der ihm bislang eine festgelegte Rolle, aber auch Sicherheit in der Selbstdefinition gewährt hatte.
- Aus dieser Herauslösung ergibt sich die Forderung nach *Einzigartigkeit*. Wer ich bin und was ich kann, muß ich erst beweisen, und es muß sich von allen anderen durch etwas Besonderes absetzen.
- Als drittes Moment finden wir das der *Zentralisierung*, der hierarchischen Anordnung von Bedeutung, Macht und Herrschaft. Das Konkrete, Lebendige, Alltägliche wird dem Abstrakten, Strukturierenden unterworfen.

Der Entwurf des bürgerlichen Subjekts entstand als Reflex auf die sich verändernden ökonomischen Verhältnisse. Mit dem entstehenden Kapitalismus mußte die selbstverständliche und unveränderliche Eingebundenheit des Menschen in die Natur und in einen sozialen Rahmen fallen. Es entstand die Vorstellung von freien, gleichen Bürgern, deren soziale Beziehungen durch ihre Begegnung als tauschende Eigentümer auf dem Markt gedacht wurden, d.h. Beziehung stellt sich nur her, wenn ich für das, was ich gebe, unmittelbar etwas bekomme. Und sie bedeutet immer auch Konkurrenz oder sogar potentielle Feindschaft. Diese Verhältnisse finden sich m. E. in der ideologischen Verkennung des Subjektbegriffes wieder, in der Vorstellung vom tatsächlich isolierten Einzelnen, der Monade. Und so müssen große gedankliche

Anstrengungen unternommen werden, um das soziale und gesellschaftliche Verhältnis des Menschen zu begründen, und den Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft gedanklich wiederherzustellen.

Die eigene Position in der Gesellschaft sollte sich nur über eigene Leistung bestimmen, der Einzelne wurde als autonomes Handlungszentrum gedacht, der zwar Krisen durchlebt, sie aber kraft eigener Stärke überwindet. Im Zentrum dieser Stärke stand der Geist, die Vernunft, die sich als instrumentelle Vernunft nun die Natur untertan machte. Statt eines Miteinanders von Natur und Geist, konkreter Tätigkeit mit Erkenntnisprozessen oder kontextueller Eingebundenheit gilt es nun, mit Hilfe der Erkenntnis die Vorgänge der Natur zu isolieren, zu benutzen und sich auf diese Weise außerhalb von ihr zu denken. So entsteht die festgefahrene Vorstellung von einer dichotomen Welt, in der sich Geist und Natur gegenüberstehen.

Dieses Verhältnis findet seine Entsprechung in der Neuordnung des Geschlechterverhältnisses. Die Frauen bekommen nunmehr die Aufgabe, Natur zu repräsentieren. Sie sind es, die sich vom männlichen *Geist* lenken und beherrschen lassen sollen. Sie sind ab jetzt zuständig für alles Irrationale, Konkrete, Sinnliche, dessen sich der große *Geist* entledigt hat, und werden so himmlische Sehnsucht nach dem Paradies und teuflische Versuchung in einem. Sie stellen den Spiegel des Anders-Seins dar, verweisen auf den konkreten Inhalt, konkrete Bezogenheit, die aus dem männlichen Konzept ausgegrenzt wurde. Deshalb müssen sie geformt und beherrscht werden; gleichzeitig repräsentieren sie die Bedrohung des Grenzen-Sprengenden. So entsteht zwischen den Geschlechtern, ebenso wie zwischen Geist und Natur, Abstraktem und Konkretem, ein hierarchisches, zentralisiertes Verhältnis.

Aber die Zentralisierung macht auch vor dem Mann nicht halt. Norbert Elias hat in seinem „Prozeß der Zivilisation anschaulich beschrieben, wie es im Zuge der Zentralisierung der Gesellschaft zu Beginn des Kapitalismus zu einer Veränderung im Aufbau der Subjekte kam. Äußere Gesetze wurden zu verinnerlichten Normen, sinnliche Ausdrucksformen und Unmittelbarkeit wurden zugunsten von Selbstbeherrschung und verzögerten Reaktionsmustern verdrängt, es entsteht das hierarchische Konzept, in dem das Triebhafte in den Untergrund gedrängt und Vernunft und Ordnung zur beherrschenden Macht werden.

So wie die Macht im Land, die vorher verteilt, breit gestreut und immer auch unkontrollierbar war, nun in einer Zentralgewalt des Staates zusammengefaßt wird, die absolut ist, verändern sich auch die sozialen Verhältnisse im Kleinen. Dieselbe Machtkonfiguration wiederholt sich zwischen den Geschlechtern und ebenso in der Konstitution der einzelnen Subjekte, und sie muß sich zwangsläufig auch in der Art und Weise, die Welt zu deuten, wiederfinden.

Die scheinbare Freiheit des Einzelnen verschweigt, daß es für die meisten Menschen wenig zu entscheiden gibt, aufgrund realer materieller Zwänge für die Einen, und aufgrund festgelegter ökonomischer und sozialer Rollenerwartungen für die Anderen. Weiterhin verschweigt es die Ausgrenzung einer riesigen ‚Minorität‘, der Frauen, die in den bürgerlichen Freiheiten nicht mitgedacht sind. Ja ihre abhängige und unterdrückte Position ist geradezu konstitutiv für die scheinbare Freiheit des anderen Geschlechts. Nur weil die Aufgabe, für die konkrete Reproduktion zu sorgen, für das emotionale Wohlbefinden, die Kinder, die Erziehung, an ein Geschlecht delegiert werden kann, kann sich das andere so ganz losgelöst den Segnungen gedanklicher Freiheit hingeben, unangefochten von kontextuellen Einschränkungen.

Und nur weil ein Geschlecht die Aufgabe hat, Projektionsfläche für die bei sich selbst verleugnete und unterdrückte Sinnlichkeit zu sein, also *das Andere*, kann sich das männliche Geschlecht als *das Eine* entwerfen und denken.

Das männliche Verhältnis zur Welt (mit dem nicht notwendigerweise *die Männer* gemeint sind, es findet sich auch immer häufiger bei Frauen im Sinne einer männlichen Identifizierung) wird also getragen von dem Grundmuster: beherrschen statt miteinander kommunizieren, ausgrenzen und funktionalisieren statt abgrenzen und die Differenz akzeptieren, Hierarchie und Unterwerfung an Stelle einer tatsächlichen Beziehung.

III Einige Anmerkungen zum Diskurs der modernen Psychologie

All diese Grundlagen, die isolierte Konzeption des Subjekts, die Zentralisierung, das Ausgrenzen der weiblichen Erfahrungen und der Frauen, finden sich in den Hauptströmungen der etablierten akademischen Psychologie wieder. Hier wird der Mensch häufig nicht nur herausgelöst aus dem sozialen Kontext untersucht und dargestellt,

sondern geradezu in einzelne Funktionen zerlegt. Sein „Funktionieren, soll, wie bei einer Maschine, scheinbar objektiven Gesetzmäßigkeiten unterworfen sein, vermutlich mit der Hoffnung, daß sein Verhalten mit ausreichender Erforschung vorhersagbar und steuerbar wird. In dieser Art, den Menschen zu betrachten, findet sich eine auf die Spitze getriebene Vorstellung der Dominanz objektivierender Rationalität, die das eigentliche Thema der Psychologie – Psyche, Individualität und das Imaginäre – auslöscht.

Wie eine Bombe mußte da Freuds Erkenntnis wirken, daß bei aller Vernunft und Zentralisierung der Mann doch nicht „Herr im eigenen Haus“ ist. Und obwohl sein Programm das der Aufklärung war – „Wo Es war soll Ich werden“ – bleibt unbenommen, daß Freud in seiner Theorie der Natur, der Sexualität, der Sinnlichkeit den wichtigen Platz zurückgab, den sie, wenn auch verleugnet, im Leben hat. Er zeigte, daß es eigentlich nicht darum gehen kann, daß die Rationalität alles unterwirft, stattdessen galt es, sich mit der Natur, dem Unbewußten zu versöhnen, denn das Ich ist immer auf das Wohlwollen des Es angewiesen.¹ Freud war es auch, der bei aller patriarchalen Ignoranz den Geschlechterunterschied zum zentralen Thema machte und damit den Frauen überhaupt einen Ort in der Theorie zuwies, wie beschränkt dieser zunächst auch war (und noch ist).

Sieht man sich demgegenüber klassische Identitätskonzepte an, deren hervorstechendster Vertreter immer noch Erikson ist, stellt man fest, daß die Herausbildung von Identität zwar als krisenhafter Prozeß beschrieben wird, es bleibt jedoch bei einer inhaltlich bestimmten Stufenfolge von Themen und Krisen, die notwendig so durchlaufen werden müssen, und deren Lösung zu einer wieder zentralistischen Anordnung von Subjektivität führt. Des weiteren fehlen i.d.R. Unterscheidungen der geschlechtsdifferenten Wege und Erfahrungen. Daß eine weibliche Organisation von Erfahrungen aber zu ganz anderen Ergebnissen kommen kann, ja daß selbst die Fragen anders gestellt werden müssen, ist bekannt, seit Carol Gilligan (1984) die Untersuchungen zur moralischen Entwicklung, die ursprünglich von Kohlberg durchgeführt wurden, wiederholt und geschlechtsdifferent ausgewertet hat. So wurden aus Abweichungen *andere* Orientierungen. Durch diese Betrachtung wird die Gewißheit der einzigartigen Normalität, des *So-und-nicht-anders* in ihren Grundfesten erschüttert.²

Dies alles soll lediglich der Erinnerung dienen, wie sehr in den heutigen Denkkategorien das Geschlechterverhältnis immer noch ausgeblendet bleibt, mithin also die konkreten Erfahrungen der Hälfte der Menschheit nicht adäquat abgebildet werden.

Weibliche Erfahrungen konstituieren sich somit seit langer Zeit neben und jenseits der herrschenden Begrifflichkeit, und so wundert es nicht, wenn Helene Cixous den Umgang mit der sexuellen Differenz auch in der Psychoanalyse wie folgt charakterisiert:

„Großpapa Lacan nimmt die Formel „Was will sie?“ wieder auf, wenn er sagt: „Über ihren Genuß vermag die Frau nichts zu sagen“. Das ist ja sehr interessant! Da kommt alles vor: Eine Frau vermag nicht, hat keine Macht ... sie hat keine Macht; vom „sagen“ sprechen wir garnicht erst: das ist es nämlich, dessen sie auf immer beraubt ist.“ (Cixous, 1977, S. 24)

Indem die Einzelne zwar sprechen, sich aber als ‚die Frau‘ nicht sagen kann, findet das Weibliche keinen Eingang in die Theoriebildung und erfährt deshalb auch keine gesellschaftliche Repräsentation in Bildern und Begriffen.

IV Die Spezifik weiblicher Lebenserfahrungen

So wundert es mich mit zunehmender Betrachtung des ‚Gegenstands‘ nicht, daß die Diskussion im Rahmen der Postmoderne über das Verschwinden des modernen Subjekts, also auch der daran geknüpften Identitätskonstruktion, bei mir vor allen Dingen Verwirrung auslöst, weil mir deutlich wird, daß dieses Subjekt, was da verschwinden soll, für Frauen als identitätsstiftendes Moment keine Gültigkeit hat, nicht einmal als theoretisches Konstrukt, da das gleiche Modell, durch die Brille weiblicher Existenz und Erfahrung gesehen, durchaus anders verstanden werden kann. Diese Identitätskonstruktion, die doch auch als hilfloser Versuch angesehen werden kann, Ordnung ins Chaos menschlicher Realität zu bringen, hat schon immer die Abbildung weiblicher Erfahrung (aber auch die anderer ‚Minderheiten‘) sprachlich und theoretisch ausgeschlossen.

Es ist tatsächlich ein substantieller Teil weiblicher Lebenserfahrung, die zuweilen auch erlitten wird, als Subjekt nicht autonom und nicht bindingslos zu agieren. Auch Wissen z.B. wird häufig in kommunikativen Formen erworben und vermittelt; das isolierte Kämpfen mit dem geschriebenen Wort ist eingebettet in den lebendigen Austausch mit Anderen. Erst so, diskursiv angereichert mit vielfältigen Geschichten (statt als Abbild der einen „großen Erzählung“), erhält die Theorie ihre Form, wird sie zu etwas Lebendigem. Das soll nicht einer irgendwie gearteten Theoriefeindlich-

keit das Wort reden, sondern auf eine andere Art und Weise der Theorierezeption und -produktion hinweisen.

So ist auch die Produktion eines eigenen Textes kein Vorgang, der aus sich selbst heraus geschieht. Selbst da, wo er in einsamer Arbeit am Schreibtisch erstellt wird, gibt es innere Dialoge, ein Abbild der vielfältigen realen Bindungen und Verbindungen, die mich zu der machen, die ich bin. Das sollte selbstverständlich sein, findet sich jedoch in den theoretischen Vorstellungen häufig nicht wieder, bzw. wird irgendwann als ‚innovatives‘ Element, als dramatische Neuerung in der wissenschaftlichen Arbeit wieder eingeführt.

Insofern erscheint das Theoriegebäude, bzw. die gesellschaftliche Forderung, auf dem dieses errichtet ist, man(n) solle autonomes Handlungszentrum sein, als ideologischer Zwang einerseits, als Fiktion und Wunschdenken andererseits.

Realität kann das nie gewesen sein, auch nicht für Männer. Diese bewegen sich im bestehenden Beziehungsnetz häufig auf der dominierenden Seite, auf der Herrschaftsseite, und so mag es ihnen leichter sein, die Fiktion von Losgelöstsein zu tradieren. Aber seit Hegel wissen wir: nicht nur der Knecht ist abhängig vom Herrn, auch der Herr ist verstrickt mit dem Knecht, und wenn es um sein Selbstbild geht, allemal. Er hat nur mehr und bessere Machtinstrumente zur Verfügung, diese Abhängigkeit, und daran gekoppelt seine automatische und beständige Einbindung in ein Beziehungsgefüge, zu kaschieren.

Kurz zusammengefaßt: Die Frau kann sowieso nie Herr im eigenen Haus sein, da sie aus Sicht der Gesellschaft das Unbewußte verkörpert (vgl. Irigaray, 1979), daher trifft sie diese Vertreibung (aus der Illusion der Machbarkeit der Welt und der Herrschaft der Rationalität) nur indirekt. Für Frauen geht es eher darum, ein eigenes Haus zu bauen, ihre Sprache zu finden, ihre Erzählungen zu kreieren und zu Gehör zu bringen.

Was sind nun die zentralen Momente weiblicher Lebenserfahrung?

Im Kern steht sicher die Erfahrung, nicht das *eine* Geschlecht zu sein, der Maßstab oder das Zentrum. Die Theorien, die über ‚den Menschen‘ schreiben, sprechen den Mann. Leider sind das in der Psychologie die meisten. Um einen eigenen Platz im Denken und in der Sprache zu finden, müssen Frauen zunächst das abbilden, was sie

auch tatsächlich in unserer Gesellschaft im Leben sind: „Das andere Geschlecht“ (de Beauvoir, 1968)

Der innere Kern weiblicher Identität wird i.d.R. in unserer Gesellschaft von einem Bild der Bezogenheit, Verwobenheit, des Miteinanders gebildet. Es ist dieser weibliche Sozialcharakter, der durch das Geschlechterarrangement in Reproduktionsarbeit und Kindererziehung immer wieder tradiert wird. Zentral ist dabei, daß es sich nicht um bloßes Lernen von Fähigkeiten oder die Übernahme von Zuschreibungen handelt, sondern daß es um einen aktiven Aufbau des inneren Selbstbildes geht. Eine entscheidende Grundlage ist, daß es nie diese scharfen Trennungen zwischen dem *Ich* und dem *Du* gegeben hat, insbesondere in der Beziehung zur Mutter (In der Regel auch die erste intensive, präödpale Beziehung). Das hat weitreichende Konsequenzen für die Vorstellung vom eigenen Selbst, für den Bezug zur Welt, für die Art und Weise der Produktivität.

Während Jungen und Männer in ihrem Selbstbild geprägt sind von Loslösung und Trennung bis hin zur Abgeschnittenheit, und ihre Integrität häufig nur vermittels dieser eindeutigen Abtrennung (auch von Gefühlen) erleben und denken können, bleibt bei Mädchen und Frauen das Selbst verknüpft mit dem Objekt, von dem sie sich unterscheiden sollen und müssen, um eine eigene Identität zu finden. Grund dafür ist, daß sie das gleiche Geschlecht haben wie die Mutter, von der sie sich abgrenzen müssen, um dennoch so zu werden, wie sie. Das verhindert vielleicht, daß in der Vorstellung über das eigene Selbst und die Beziehungen ein eindeutiger, zentralisierter Aufbau entsteht. Statt dessen bleibt es ein beständiges Ringen in der Kommunikation und Interaktion, und zwar sowohl, was die realen äußeren Beziehungen angeht, wie auch, was das Abbild der eigenen Identität betrifft.

Diese extrem verschiedenen Erfahrungen der Geschlechter, ihre Genese in der Gesellschaft und in den spezifischen „Objektbeziehungen“ haben feministische Theoretikerinnen eindrucksvoll herausgearbeitet (z.B. Chodorow, 1986; Benjamin, 1990). Aufschlüsse über die differenzierten innerpsychischen Konflikte, die dies bei Mädchen hervorruft und die Auswirkungen auf ihr Selbstbild und ihre Produktivität finden sich bei Chasseguet-Smirgel (1974) und Torok (1974).

Ein Ich, das sich so in Bindung und Beziehung erlebt, läßt sich nicht als isoliert und zentralisiert denken und abbilden, ohne daß ganz wesentliche Aspekte verlorengehen.

Das weibliche Ich, wie es hier angedeutet wurde, neigt eher dazu, vielfältige Perspektiven aufzunehmen, zu vermitteln, oder als Widersprüche stehen zu lassen, und ist eher in der Gefahr, sich in dieser Vielfalt zu verlieren, als sich selbst als Zentrum zu setzen. Das spiegelt sich in der Art des Produzierens, aber auch in den Produkten, die Frauen in den Schriften hervorbringen, in denen sie über sich sprechen. So schreibt Marlis Gerhard in ihrem Buch über weibliche Ästhetik und Avantgarde über so namhafte Autorinnen wie Virginia Woolf, Gertrude Stein, Djuna Barnes und andere:

„Keine dieser Autorinnen hat je vom zerfallenden Subjekt, vom ‚gezeichneten Ich‘, vom Ich ‚müde des Namens‘ gesprochen; keine ist ins literarische Kostüm der Spätgeborenen, der Frau ohne Eigenschaften, der ironischen Voyeurin geschlüpft; keine hat den Untergang der Titanic beschrieben oder einen Zauberberg erklommen. Die Aktionen, die sie interessieren, spielen sich eher ‚Zwischen den Akten‘ – um einen Romantitel von Virginia Woolf zu zitieren – als auf der großen Bühne ab. Fast alle neigen zur Erkundung von Binnenräumen: von seelischen Binnenräumen allerdings, die nichts zu tun haben mit dem Abstieg in die Innenwelt, den die monadischen Erzähler dieses Jahrhunderts proben.“ (Gerhardt, 1986, S. 8-9)

Marlis Gerhard führt das auf die zugrundeliegende philosophische Kategorie, das „transzendente Ich“ zurück, das aber aus einer exklusiv männlichen Tradition erwächst. So spiegelt sich in den Kämpfen der Männer mit dieser Tradition denn auch der Kampf mit dem Vater wieder, mit seiner Ordnung und seinem Gesetz. Die Frauen befinden sich in einer anderen Bewegung, denn, so führt sie weiter aus:

„Von sich wie Carl Einstein zu wissen ‚Ich – ein Bild – müde des Namens‘: das setzt ein völlig anderes historisches Bewußtsein voraus als die Auseinandersetzung mit der Schwierigkeit, Ich zu sagen, die nicht allein Christa Wolf zu schaffen macht. Denn noch immer tendieren Autorinnen – in dieser Schwierigkeit befangen – zum kleingeschriebenen, autobiographischen Ich, das sich ins Geschäft der Sinndeutung und Welterklärung gar nicht erst einmisch.“ (ebd. S. 9)

Die Stärke dieser skizzierten weibliche Identitätsform wird deutlich als die Fähigkeit und Notwendigkeit, vielfältige Perspektiven in sich aufzunehmen, nebeneinander existieren zu lassen oder immer wieder aktuell zu vermitteln. Es geht darum, Bindungen und Beziehungen herzustellen und zu erhalten, fremde mit eigenen Interessen zu befrieden, und sich im Irrgarten unterschiedlicher Anforderungen nicht zu verlieren.

Es ist allerdings eben diese Fähigkeit, des *Für-andere-* und *mit-andere-seins*, das eine Ausbeutung und Funktionalisierung von Frauen in der herrschenden Weise erst möglich macht, sei es in sozialen Berufen, als Hausfrau, als Ehefrau, als Mutter, als Beziehungspartnerin etc. Die Übernahme der vielen Perspektiven birgt die Gefahr in sich, die eigene zu verlieren, bzw. gar keine eigene auszubilden, sondern sich in den Geschichten der anderen aufzulösen. Diese schwierige Ausgangsbedingung führt leider auch leicht dazu, daß in den Emanzipationsversuchen zwar ein eigener Standpunkt gesucht wird, er sich jedoch einfach die männliche Subjektlogik angeeignet hat, sich also mit den herrschenden Interessen identifiziert. Das bedeutet für viele Frauen nicht nur einen zerreißenden Widerspruch, sondern eine Verneinung der eigenen Identität in ganz anderer Art.

Der Versuch, mich in einer Sprache zu sagen, die mich nicht ausdrücken kann, muß an meinem eigentlichen Ziel vorbeigehen, trotz aller Anstrengungen. So ist zu befürchten, daß trotz aller Anerkennung bei vielen Frauen das Gefühl der Leere bleibt, weil nicht sie es sind, die dort wirklich repräsentiert werden. Es bleibt eine Kränkung für den weiblichen Narzißmus, das weibliche Selbstgefühl, im Sinne einer fundamentalen Verfehlung. In diesem besonderen Sinne können Frauen nicht sagen, was sie meinen, wer sie sind.

Durch die in den Emanzipationskämpfen oftmals scheinbar notwendige Verleugnung der spezifisch eigenen Potenz durch Ausrichtung an männlichen Maßstäben, geht allerdings gerade das Potential verloren, aus dem sich eine andere Sprache speisen könnte, mit der sich erst neu denken und erproben ließe, was denn die spezifisch eigene Potenz ausmacht.

So muß der Weg zur Versprachlichung einer zukunftsgerichteten weiblichen Identität sich jenseits der bloßen Übernahme des bislang gültigen männlichen Konzepts und außerhalb der bloßen Verherrlichung weiblicher ‚Eigenschaften‘ etablieren. Aus dem „anderen Geschlecht“ muß ein eigenes werden, in dem es Platz gibt, all diese Teilstücke und Widersprüche lose zu verbinden.

V Der postmoderne Denkansatz

Meine Frage ist nun, welchen Beitrag bzw. welche Bereicherung die Postmoderne bei dieser Suche nach einem eigenen Ort und einer eigenen Ausdrucksform weiblicher Identität zu bieten hat.

Ohne hier einen Überblick über die Entwicklung und den derzeitigen Stand postmoderner Diskussion liefern zu können und zu wollen, möchte ich einige zentrale Momente benennen, die insbesondere bei Lyotard immer wieder auftauchen.

Die Moderne ist der Glaube an ungebremsten Fortschritt, nach Art einer linearen Entwicklung. Moderne beinhaltet aber auch die Idee der allgemeinen Emanzipation: von Klassenschranken, von jeglicher Unterdrückung und Einengung, allerdings auch von der Natur und der eigenen Naturgrundlage. In der Suche nach Gleichheit und Freiheit werden alle Unterschiede ausgelöscht, kommt es zu einer globalen Vereinheitlichung. Demzufolge basiert die Moderne auf der Suche nach einer Wahrheit für alle. Es ist die Suche nach der für alle gültigen, einheitlichen „Metasprache“, die Zeit der „großen Erzählungen“, wie Lyotard sie nennt.

Für die Frauen bedeutet dies, wie oben ausgeführt, das Auslöschen bzw. Einebnen ihrer Perspektive. Existieren können sie nur als Gegensatz zum herrschenden Denken, oder indem sie sich angleichen. Für ihre Eigen-Art ist bei dieser Betrachtung kein Platz.

Die Postmoderne dagegen stellt gerade diese Geisteshaltung und den zugrunde liegenden Denkansatz in Frage. Statt auf der Vorstellung von Linearität basiert sie auf einem Modell von Verschiedenheit und Vernetzung. Sie sucht nach dem, was eigentlich in der Moderne verborgen ist, bzw. ihr zugrunde liegt.

„Die Anbindung an den Fortschritts- und Emanzipationsgedanken will Lyotard im Grunde ersetzen durch die Anbindung an einen Analysegedanken, wobei die Psychoanalyse als Ur-Bild dient – im streng metaphorischen Sinn, weil ihre Methode nicht übernommen wird.“ (Reese-Schäfer, 1989, S. 45-46)

Die Postmoderne greift also auf, was durch die Moderne vergessen, verdrängt, vereinheitlicht wurde, was letztendlich die Grundlage und Voraussetzung zur perma-

nenten Entwicklung von Neuem gab und gibt, ohne von der Moderne in seinem eigenen Gehalt und in der eigenen Gestalt gewürdigt zu werden. In diesem Sinne ist zu verstehen, wenn Lyotard sagt:

„Ein Werk ist nur modern, wenn es zuvor postmodern war. So gesehen bedeutet der Postmodernismus nicht das Ende des Modernismus, sondern dessen Geburt, dessen permanente Geburt.“ (Lyotard, 1990, S. 45)

In der Moderne werden Entwicklungen, die sich an den Rändern des herrschenden Diskurses abspielen, entweder assimiliert und damit ihrer eigentlichen Kraft und Perspektive beraubt, oder der Macht unterworfen, also unterdrückt und sprachlos gemacht. Während die Moderne als „Totalitätsdenken, das Züge eines gefährlichen Despotismus in sich trägt“ (Reese-Schäfer, 1989, S. 7) charakterisiert wird, ist Postmoderne eine Offenheit für die Vielfalt der verschiedenen Haltungen, Denk- und Lebensformen. Die „große Erzählung“ wird in ihrer Legitimität radikal in Frage gestellt und von vielen kleinen Geschichten abgelöst, die alle unterschiedliche Perspektiven mitteilen und alle ihre Wahrheit haben. Statt der einen „Metasprache“ existieren unterschiedliche „Sprachspiele“, die alle eigene Regeln aufweisen, die nur innerhalb des gesteckten Rahmens Gültigkeit beanspruchen können. Alles löst sich also auf, in Perspektiven, Differenzen und Unterschiede.

Diese Unterschiede werden jedoch nicht, wie bislang üblich, in Polaritäten und Gegenüberstellungen gedacht, sondern konstituieren sich im positiven Selbstbezug, eingebettet in ein Netz von Bezügen, ohne ein vereinheitlichendes Maß im Hintergrund. Innerhalb dieses Gebildes werden Differenz und also auch Dissens als Qualität betrachtet, die es wahrzunehmen und zu erhalten gilt, anstatt gleich nach einem vereinheitlichenden Konsens zu suchen. Konsens ist *eine* Möglichkeit in dem Prozeß, aber nicht das Ziel.³

Für die Frauen, wie für andere ‚Minderheiten‘ heißt das, daß ein theoretisches Vorgehen etabliert wird, mit dem es möglich wird, die eigene Spezifik unabhängig von einem alles dominierenden Maßstab zu entfalten und zu sagen. Hier wird ausdrücklich gefordert, daß das oben beschriebene Subjekt ersetzt wird durch die Vielzahl der Menschen und ihrer Alltagsgeschichten, Alltagspraxen und den darin enthaltenen Wahrheiten.

„Diese Wirklichkeit ist nicht *wirklicher* als die der Macht, der Institution, des Vertrags usw., sie ist ebenso wirklich; sie ist jedoch minoritär und deshalb zwangsläufig vielförmig und vielfältig, oder, wenn einem das lieber ist, immer einzeln, einzigartig und singulär. Sie ereignet sich nicht anderswo als die große Politik, sondern auf derselben Haut, aber auf andere Weise.“ (Lyotard, 1977, S. 9-10)

Dieser Perspektivismus, das Nebeneinander von verschiedenen Logiken, findet nicht nur im Außen statt, sondern hat seine Entsprechung in den Vorstellungen über die persönliche Identität. So beginnen Deleuze/Guattari ihr Buch *Rhizom*: „Wir haben den ‚Anti-Ödipus‘ zu zweit geschrieben. Da jeder von uns mehrere war, macht das schon eine Menge aus.“ (Deleuze & Guattari, 1977, S. 9)

Lyotard äußert sich explizit zur derzeitigen Vorstellung der Geschlechterdifferenz. Er hofft auf eine Änderung in der Ausgestaltung männlicher und weiblicher Sexualität, auf das Auflösen hierarchischer Organisation innerhalb der Körper zugunsten einer

„... Topologie der erotischen Verkettungen, vergleichbar der, die Freud beim Kind entdeckte und mit dem (eher heuchlerischen) Begriff *polymorphe Perversion* bezeichnete, ...“ (Lyotard, 1977, S. 63)

Und weiter: „Die Unterschiede durchquerten die eigenen Körper, statt einen starren Gegensatz zwischen „männlich“ und „weiblich“ zu errichten. (ebda.)

Dementsprechend ist Identität keine geschlossene Einheit, sondern als ein bewegliches Gebilde verschiedener Haltungen, Neigungen, Sichtweisen zu verstehen, die zwar miteinander verkoppelt und verbunden sind, aber keiner hierarchischen Anordnung unterliegen, und durchaus Widersprüche zulassen. *Anders-Sein* ist keine Abweichung mehr, sondern die Regel. Zudem erhält auf diese Art auch der Bereich der Phantasie und des Imaginären eine ganz andere Berechtigung und Relevanz als im zentralisierten Subjekt-Modell, wo es immer nur als Störung und zu Zivilisierendes angesehen wird. Somit erscheinen im postmodernen Diskurs den Frauen alle Möglichkeiten eröffnet, ihr So-Sein zu etablieren, mit all den inneren Widersprüchen, die ein Leben als Frau heute in sich birgt, hin- und hergerissen zwischen Beruf, Partnerschaft, Mutterrolle, und Selbstverwirklichungswünschen.

VI Kritisches

Dennoch bleibt für mich die zentrale Frage offen, wie postmodernes Denken und Handeln mit der real existierenden Macht und dem Machtgefälle zwischen den Diskursarten umgehen will bzw. mit dem Problem, daß die Vielfalt, die zutage tritt, ja oft keine selbstgewählte Entscheidung ist, sondern durchaus auch ‚erlitten‘ werden kann. So ist denn auch ein weitverbreiteter Vorwurf an die Postmoderne, daß sie zu Eklektizismus und Beliebigkeit führe, oder wie einer ihrer Befürworter selbst anmerkt:

„Mancher scheint zu glauben, daß es postmodern bloß auf Abweichungen von den Standards rigider Rationalität ankomme, daß man den Cocktail allenfalls noch ordentlich mixen und mit reichlich Exotischem versetzen müsse.“ (Welsch, 1988, S. 31)

Auf diese Weise droht das Besondere an sich zu einer der „Uniformitätstendenzen der Moderne“ zu verkommen. Die größere Gefahr ist jedoch, daß der Inhalt durch die Form ersetzt wird, es scheinbar um nichts mehr geht, außer besonders zu sein, und damit jede Verantwortlichkeit außer Kraft gesetzt wird. So wäre die Postmoderne Lyotards allerdings vollkommen falsch verstanden. Er tritt ein für Verantwortung und Diskursgerechtigkeit, die zwar Pluralität sichert, jedoch Übergriffe eines Diskurses in den anderen ablehnt. (Hier stellt sich die Frage, wie dies ohne den Rückbezug auf einen Metadiskurs geschehen kann, bzw., ob das Postulat der Gerechtigkeit nicht eine solche übergreifende Moral impliziert, eine unausgesprochene Ethik.)

Allerdings geht Lyotard an dieser Stelle nicht weit genug, denn das Fehlen von Übergriffen reicht m.E. nicht aus. In der Realität existiert ein Machtgefälle zwischen den einzelnen Diskursarten, mit denen immer auch Lebensweisen gemeint sind, und ein Postulieren der friedlichen Koexistenz löscht diese faktische Macht nicht aus. Es bleibt bei einer automatischen Ausgrenzung, so etwa, wenn es zwar einen weiblichen Diskurs gibt, er aber nur mit Mühe Zugang zur Wissenschaft erhält, weil die Schaltstellen der Macht mit Männern besetzt sind, die dieser anderen Denkform keine Beachtung schenken, weil sie eben nicht die eigene ist. Das gleiche gilt für die Vergabe von Geldern, Stellen; oder im Alltagsleben, wie wichtig z.B. gesellschaftliche Bereiche genommen werden, die klassischerweise dem Diskurs der Frauen zugeordnet werden. (Ich erinnere nur an den Berliner Erzieherinnenstreik. Was für

eine Resonanz hätte er erfahren, wenn sich um den ‚großen Metallarbeiterstreik‘ gehandelt hätte).

Wesentlich ist also, wie konkret tatsächliche Einbindung und Verbindung mitgesprochen und veröffentlicht werden. Der Perspektivismus als Grundlage des postmodernen Diskurses führt m. E. nur dann zu einer tatsächlich anderen Perspektive, was die Wertung der Geschlechter angeht, bzw. der sie abbildenden, derzeitig gültigen Theoriekonstruktionen, wenn der eigene Standort im Netz gesellschaftlicher Macht veröffentlicht und mitreflektiert wird. Es reicht nicht, wenn Lyotard sagt:

„Das *Selbst* ist wenig, aber es ist nicht isoliert, es ist in einem Gefüge von Relationen gefangen, das noch nie so komplex und beweglich war. Jung oder alt, Mann oder Frau, reich oder arm, es ist immer auf „Knoten“ des Kommunikationskreislaufts gesetzt, seien sie auch noch so unbedeutend.“ (Lyotard, 1986, S. 55)

Es ist aber durchaus notwendig, die Unterschiede dieser „Knoten“ sehr genau herauszuarbeiten, und die damit verbundenen Privilegien bzw. Unterdrückung oder Benachteiligung sichtbar zu machen. Die Perspektive muß konkret gemacht werden, mitsamt ihrer Verflechtung im System von Macht und Ohnmacht, sonst führt die Perspektivenvielfalt in der Theorie zu einer Auflösung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, während sich in der Realität der jeweils stärkste Standpunkt, d.h. der über die Machtressourcen verfügende, durchsetzt. Für Frauen bestünde die Verführung darin, daß sie zu einer Denkfigur des ‚Eigentlichen‘ zurückkehren und statt tatsächlicher Veränderung lediglich eine Umwertung bestehender Zuschreibung vornehmen.

Es besteht also die Gefahr, daß auf das Konstrukt der Moderne, das freie Subjekt, dieser Perspektivismus lediglich aufgepflanzt wird, und so der Mythos des freien, gleichen, autonom handelnden Individuums noch eskaliert wird. Es entstünde dann die Vorstellung eines losgelösten Individuums, was je nach Belieben Bezug und Standpunkt wechselt, und jeden Außenanspruch mit Verweis auf die andere Perspektive ablehnen kann. Das soziale Leben würde auf der Basis dieser Vorstellung als selbstbestimmt, vorübergehend, punktuell und flüchtig abgebildet. Dieses Modell wird zwar der Vielfältigkeit der Anforderungen des modernen Lebens gerecht, es ist allerdings ein Konstrukt, das ein Höchstmaß an persönlicher, emotionaler und materieller Unabhängigkeit erfordert. Etwas polemisch ausgedrückt handelt es sich

um die Abbildung des reichen, gebildeten Mittelschichtmannes, ledig oder mit Frau, die sein alltägliches soziales Leben regelt und für die Kinder sorgt, während er seine selbstgewählten, internationalen Vernetzungen lebt. Unberücksichtigt bleiben in dieser Denkungsart nicht nur Frauen und Mütter, sondern alle Angehörigen anderer sozialer und ethnischer Gruppen.

VII Restime

Postmoderne Denkansätze bieten eine echte Chance, bisherigen Außenseiterpositionen, also auch feministischen Ansätzen, im Theorie- und Wissenschaftskanon Gehör zu verschaffen. Sie haben das Potential, zu einer wirklichen Akzeptanz differenter und divergierender Standpunkte und Lebensformen zu finden, die herrschende Zentralisierung und bestehende Dichotomien aufzuheben und verschüttete Potentiale des Wissens wieder zugänglich zu machen (Vgl. die Kontroverse: Gergen, 1990, S. 191-199; Ash, 1990, S. 200-210).

Das alles hängt allerdings sehr davon ab, ob wir, die Handelnden, tatsächlich in der Lage sind, die uns und die Gesellschaft strukturierenden Prinzipien von Zweckrationalität, Normalität, Macht, Herrschaft und Ausgrenzung in Frage zu stellen, zu demontieren und damit Platz zu schaffen für eine andere Herangehensweise. Oder ob wir lediglich auf die bestehenden Vorstellungen eine bunte Vielfalt von Möglichkeit aufpfropfen, als Folklore und Potpourri gewissermaßen. Es entsteht die Gefahr, daß im Sprechen von *den* Differenzen, die zentrale Bedeutung des Geschlechts wieder verschwindet.

Die Frage bleibt außerdem, wie es bei aller Vielfalt dennoch Gerechtigkeit geben kann, damit sich nicht einfach die Macht des Stärkeren, also auch die Macht des Faktischen, durchsetzt. Ist es tatsächlich möglich, auf jeden Metadiskurs im Sinne eines moralischen Apriori zu verzichten? Welche Instanzen, Gruppen sollen dann anhand welcher Kriterien über *Gerechtigkeit* entscheiden?

Wenn man auf den *allgemeinen Konsens*, die „Metasprache“ verzichten will, gilt es, nach einem Konfliktmodell zu suchen, in dem *das Different* nebeneinander bestehen kann, ohne daß es durch ein Auflösen in Beliebigkeit seine Bedeutung verliert und ohne daß es andererseits zu Gewalt und Unterdrückung kommt.

Anmerkungen

¹ „Es (das Ich, die Verf.) gleicht so im Verhältnis zum Es dem Reiter, der die überlegene Kraft des Pferdes zügeln soll, mit dem Unterschied, daß der Reiter dies mit eigenen Kräften versucht, das Ich mit geborgten. Dieses Gleichnis trägt ein Stück weiter. Wie dem Reiter, will er sich nicht vom Pferd trennen, oft nichts anderes übrig bleibt, als es dahin zu führen, wohin es nicht gehen will, so pflegt auch das Ich den Willen des Es in Handlung umzusetzen, als ob es der eigene wäre.“ (Freud, 1976, S. 253)

² Diese Erschütterung hat m. E. weitreichende Konsequenzen. Wenn erst klar ist, daß aus dem theoretischen Gebäude der Wissenschaft weibliche Erfahrungen ausgegrenzt werden, dann stellt sich die Frage, welche Erfahrungen anderer Gruppen auch keinen Platz in dem derzeit gültigen Paradigma finden, z.B. die Erfahrung von Minderheiten, ethnischen Gruppen, Angehörigen anderer sozialer Klassen.

³ So vertritt Lyotard die Ansicht, daß in den Grenzzonen zwischen den Systemen Neues entsteht, und zwar durch die Differenz:
„Und die Erfindung entsteht immer in der Meinungsverschiedenheit. Es (das postmoderne Wissen) verfeinert unsere Sensibilität für die Unterschiede und verstärkt unsere Fähigkeit, das Inkommensurable zu ertragen. Es selbst findet seinen Grund nicht in der Übereinstimmung der Experten, sondern in der Paralogie der Erfinder.“ (Lyotard, 1986, S. 16)

Literatur

- Ash, M. G. (1990). Ein Kommentar zum Aufsatz Kenneth Gergens aus historischer und wissenschaftstheoretischer Sicht. *Psychologische Rundschau*, 41, S. 200-210.
- Beauvoir, S. de (1968). *Das andere Geschlecht*. Hamburg.
- Benjamin, J. (1990). *Die Fesseln der Liebe*. Frankfurt/Main.
- Cixous, H. (1977). Geschlecht oder Kopf? In H. Cixous, *Die unendliche Zirkulation des Begehrens* (S. 15-45). Berlin.
- Chodorow, N. (1986). *Das Erbe der Mütter*. München.
- Chasseguet-Smirgel, J. (1974). Die weiblichen Schuldgefühle. In J. Chasseguet-Smirgel (Hrsg.), *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität* (S. 134-191). Frankfurt/Main.
- Deleuze, G. & Guattari, F. (1977). *Rhizom*. Berlin.
- Freud, S. (1952). *Gesammelte Werke XIII*. Frankfurt/Main.
- Gergen, K. J. (1990). Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. *Psychologische Rundschau*, 41, S. 191-199.
- Gerhardt, M. (1986). *Stimmen und Rhythmen*. Darmstadt, Neuwied.
- Gilligan, C. (1984). *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München.
- Irigaray, L. (1979). *Das Geschlecht das nicht eins ist*. Berlin.
- Lyotard, J.-F. (1977). *Das Patchwork der Minderheiten*. Berlin.
- Lyotard, J.-F. (1986). *Das postmoderne Wissen*. Graz, Wien.
- Lyotard, J.-F. (1990). Beantwortung der Frage: Was ist postmodern. In P. Engelmann (Hrsg.), *Postmoderne und Dekonstruktion* (S. 33-48). Stuttgart.
- Reese-Schäfer, W. (1989). *Lyotard zur Einführung*. Hamburg.
- Torok, M. (1974). Die Bedeutung des „Penisneides“ bei der Frau. In J. Chasseguet-Smirgel (Hrsg.), *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität* (S. 192-232). Frankfurt/Main.
- Welsch, W. (1988). „Postmoderne“ Genealogie und Bedeutung eines umstrittenen Begriffs. In P. Kemper, *„Postmoderne“ oder der Kampf um die Zukunft* (S. 9-36). Frankfurt/Main.